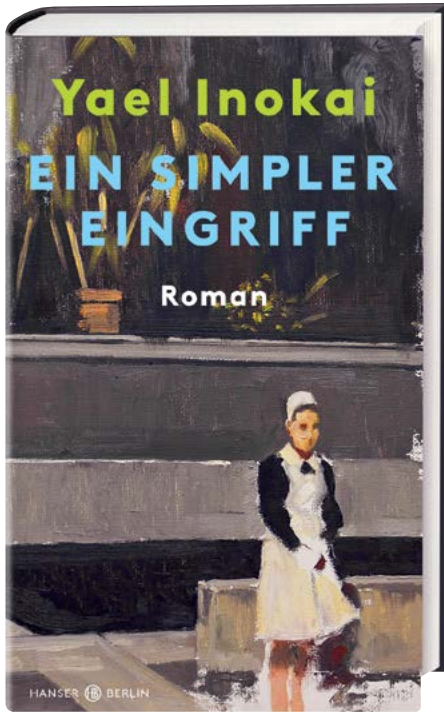


Leseprobe aus:
Yael Inokai
Ein simpler Eingriff



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Yael Inokai

**EIN SIMPLER
EINGRIFF**

Roman

Hanser Berlin

Die Autorin dankt dem Fachausschuss Literatur Basel,
der Landis & Gyr Stiftung sowie dem Berliner Senat für die
großzügige Unterstützung an der Arbeit dieses Romans.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27231-6

© 2022 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Nurse at a Window, 2017 © Helena Parada Kim

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Für Phyllis

Oktober, Zeit für Gespenster. Ich sehe mich wieder als junge Frau im Spiegel. Da ist Überzeugung in meinem Blick. Ungetrübt von Zweifeln. Ich bin Mitte zwanzig, und ich habe die Welt verstanden.

Später, als ich mehr wusste, sehnte ich mich danach zurück. Mein Glaube hatte mich beschützt.

Damals war ich Krankenschwester in einer Klinik, wo neuartige Eingriffe durchgeführt wurden. Jene Eingriffe sollten Menschen von ihren psychischen Störungen befreien und sie in eine neue Zukunft entlassen, eine echte Zukunft, nicht nur eine fortwährende Existenz.

Ich hing an dieser Hoffnung. Die Arbeit in der Klinik war an Hoffnungslosigkeit sonst nicht gerade arm. Es kam oft genug vor, dass wir nichts mehr tun konnten. Nichts mehr tun, so hätten es andere Schwestern nie formuliert. Wir waren ja bis zum Ende da, und darüber hinaus. Aber für mich riss dieses Urteil jedes Mal einen Abgrund auf.

Ich war diejenige, die dem Doktor während des Eingriffs assistierte. Er navigierte seine Instrumente zur betroffenen Stelle im Gehirn und machte diese unschädlich. Die Frauen und Männer blieben dabei wach. So konnten wir sichergehen, dass alles Gesunde unversehrt blieb. Ich hielt sie beschäftigt und nahm ihnen die Angst. Mitgefühl nannte ich das: Ich kann das gut, weil ich das Mitgefühl beherrsche.

Es war ein simpler Eingriff. Die Nachwirkungen konnten schmerzhaft sein, aber das ging vorüber. Dann fing etwas Neues an. So wurde es mir beigebracht. Daran hielt ich fest.

MARIANNE

1

Das Erste vom Tag: der Regen am Fenster. Die Schritte der anderen. Das Klappern der Fahrräder, die zurückgeschoben und beladen wurden, ehe die Ersten von uns aufstiegen und in den Morgen verschwanden.

Das Schwesternwohnheim lag am Stadtrand. Die Straße rechts runter fing das Industriegebiet an. Wir fuhren immer links, an der Reihenhaussiedlung mit ihren tiefen Dächern vorbei, durch das Stück Wald, bis zur Klinik. Auf halber Strecke konnte man zur Stadt abbiegen.

Das Wohnheim hatte seine lauten und seine ruhigen Stunden. Stille gab es keine. Manchmal zerriss mir ein Traum die Nacht, und ich lag da, im Dunkeln, und hörte dem Haus zu. Hörte das Wasser, das hinter der Wand durch die Leitungen rauschte und dachte an die Wohnung, in der ich aufgewachsen war und von der ich die längste Zeit geglaubt hatte, sie sei aus Papier gebaut. Ich lag da und hörte, wie die anderen in ihre Betten fielen, ein müder Körper zehnmal schwerer als ein wacher, und mir wurde klar, was ein Bett tragen muss, Knochen und Fleisch und Blut und alles, was ein Mensch gesehen hat.

Kurz bevor der Wecker surrte, schlief ich wieder ein. Die wenigen Minuten katapultierten mich weit weg. Ich brauchte einen Moment, um zurückzukehren. Ich streckte die Zehen unter der Bettdecke hervor, die Finger, nur meinen Kopf hatte

ich nicht vergraben. Die Schuhe standen nie da, wo ich sie vermutete, ich trat jedes Mal auf den kalten Boden. Der Schreck schlug in meine Sohlen ein wie ein Blitz. Jetzt nur nicht trödeln.

Die Toiletten lagen am Ende des Ganges, von unserem Zimmer am weitesten entfernt. Der Durchgang zu ihnen war schmal und kalt, zwei Fenster gingen direkt zum Hof ab. Jeden Morgen führte ich dort meinen kleinen, fröstelnden Tanz auf, während ich in der Schlange darauf wartete, mich erleichtern zu können.

Über den Waschbecken roch es sauer. Arme wurden angehoben, die Achseln mit Lappen ausgewaschen. Auch der Gestank unruhiger Träume hing in der Luft, das Sandige, Erdige der Augen, aus denen sich die Unglücklichen den Schlaf zu reißen versuchten.

Ich wusch mir die Hände und klatschte kaltes Wasser auf die Wangen, die Stirn, den Mund, trank, spuckte die Nacht aus, die mir immer pelzig auf der Zunge lag.

Nach der Morgentoilette zog ich eins meiner Kleider an. Ich wählte nach Witterung aus. Sie waren dazu da, mich von Tür zu Tür zu bringen. Ich war nachlässig mit ihnen. Andere machten mich auf Risse, kleine Löcher und Flecken aufmerksam.

Es war ein kurzes Frühstück, das wir im Speiseraum einnahmen. Fünf Minuten reichten. Kaum eine von uns war um diese Uhrzeit schon hungrig. Es gab solche wie mich, die gut konditioniert waren zu essen, wenn Essen da war. Ohne Regung nahmen sie den Haferbrei und die Äpfel zu sich und tranken dankbar den dünnen Kaffee. Es gab jene, die zwei oder drei Portionen verschlangen und auf Reserve aßen. Ein paar Muntere waren auch darunter, die das Frühstück wie eine echte

Mahlzeit behandelten. Stehen ließ es keine. Eine Schwester mit leerem Magen war nutzlos.

Zurück im Zimmer warf ich nur noch die dünne Jacke über. Ich schloss die Tür hinter mir, reihte mich in den Strom der Schwestern ein, der die Treppe nahm, unten in die Schuhe stieg und zu den Rädern ging. Zielsicher griff ich nach dem vertrauten Lenker. Wir stiegen auf und fuhren los. Wir sagten nichts. Die Fahrräder gaben ihr eigenes, ratterndes Konzert.

Seit acht Jahren arbeitete ich in der Klinik. Ich konnte mir keine andere Welt für mich denken. Keine andere Routine als diese, unter Schwestern, die sich alle für ihre Aufgaben bereit-machten.

2

Ich war stolz darauf, wer ich war, wenn ich die Uniform trug. Ich erinnere mich ganz genau an das Gefühl in der Umkleidekabine, Morgen für Morgen, der weiße, gestärkte Stoff auf meiner Haut, das Schließen der Knöpfe, das Anstecken der Uhr, das Aufsetzen meiner Haube. Die Person, die ich dann wurde. Nichts anderes war ich je lieber gewesen im Leben.

Meine Station befand sich im fünften Stock. Ich hatte dort schon große Teile meiner Ausbildung absolviert und war dann geblieben.

Vor Schichtbeginn wusch ich mir die Hände. Sie zuckten nicht mehr unter dem kalten Wasser. Sie hatten sich an das ständige Säubern gewohnt. In den ersten Monaten waren sie rot und rissig gewesen, ununterbrochen gereizt, schrien mich an, wenn ich abends im Bett lag und schlafen wollte. Aber der Körper gewöhnt sich an fast alles.

Dann kam die Übergabe. Die Nachtschwester versuchten, sich die vergangenen Stunden nicht anmerken zu lassen. Sie sahen mich an, wenn sie mir lediglich eine Zimmernummer nannten. Ein paar sahen dabei durch mich durch, den Abgrund in den Augen.

Lediglich eine Zimmernummer. Jemand war gestorben. Immer wieder von Neuem spürte ich in so einem Moment den Unglauben in meiner Kehle.

Wenn ich die Zimmer betrat, waren sie bereits gereinigt.

Früher war es meine Aufgabe gewesen, die Spuren der Verstorbenen zu beseitigen. Ich hatte den Tod aus dem Zimmer gescheuert und Ordnung in die zurückgelassenen Dinge gebracht. Jedes Buch und jedes Foto konnte damals Übelkeit in mir wachrufen. Ich war froh, als das vorüberging.

Dann wurden die Koffer zu meiner Verantwortung. Ich hatte mich um sie zu kümmern, bevor die Mühlen meines Tages in der Klinik angeworfen wurden. Der Tod war eine Angelegenheit für die Nacht. Nur selten wagte jemand die Ausnahme.

Die Koffer empfingen mich immer auf dem Tisch. Alles, was die Verstorbenen bei ihrer Ankunft ausgepackt hatten, war wieder darin verstaut worden. Ich öffnete die Schnallen und überprüfte, ob es vorsichtig gemacht worden war. Dann schloss ich die Koffer, zog sie vom Tisch und brachte sie zu der Kammer mit den Fundsachen. Sechs Wochen behielten wir sie dort. Wenn keiner Anspruch darauf erhob, übergaben wir sie den Armenhäusern.

Hin und wieder bekam ich mit, dass die Koffer abgeholt wurden. Dann sah ich die Frauen und Männer und Kinder in den Gängen. Sie hatten sich mit den offenen Koffern auf den Bänken niedergelassen. Ihre Hände vergraben in Pullovern und Kleidern. Ein aufgeschlagenes Buch, in dem vor ein paar Tagen noch gelesen wurde. Ratlos durch Bilder, Papier und Flakons wühlend. Vielleicht erstaunte es sie, dass alles noch da war. Oder vielleicht waren diese Menschen, von denen sie geglaubt hatten, alles zu wissen, nun doch wieder zu Rätseln geworden.

Andere Koffer blieben zurück. Ich war gut darin geworden, im Vornherein zu erraten, welche, auch wenn ich das gar nicht wollte. Ich stellte diese Gepäckstücke auf die hinterste Ablage, dann musste ich sie nicht jedes Mal sehen, wenn ich die Tür

öffnete. Ich hoffte trotzdem für sie, es möge jemand kommen und sie mitnehmen, wie ich für die leeren Stühle neben den Betten hoffte, es möge jemand kommen und sich setzen, für ein paar Minuten, einmal die Hand ausstrecken, Hallo sagen. Es ist nicht wirklich schwerer als ein Atemzug. Und doch ist nichts schwerer als das.

Die älteren Schwestern sagten: Arbeite mit der Zeit. Sie wird auf deiner Seite sein. Nicht heute, nicht morgen, aber irgendwann, wenn du lange genug hier gewesen sein wirst und die Zahl derjenigen, die du gepflegt hast, weit über das Zählbare hinaus ist.

Im Grunde genommen war es einfach. Jede von uns war in der Lage, Tage, Monate und Jahre, gefüllt mit all den Zweifeln, die sie für einen jungen Menschen bereithielten, hinter sich zu bringen. Irgendwann käme der Punkt, an dem der Sog der Zeit stark genug würde. Man musste nur durchhalten.

Die Schwestern sagten: Steh jeden Morgen auf wie am Morgen zuvor, iss, trink deinen Kaffee, steig auf dein Fahrrad, komm hierher, erledige deine Aufgaben, und dein Kopf wird dir treu bleiben. Du wirst mit jeder Wiederholung besser werden, bis die Arbeit in dir drin ist. So wie deine Lungen in dir drin sind. So wie dein Herz in dir drin ist. Dann wirst du keine Angst mehr davor haben, dass dir etwas zu nahegeht. Du wirst das große Ganze sehen statt der einzelnen Gesichter. Deine Übelkeit? Mach dir keine Sorgen, das wird alles vorbeigehen.

Einmal fiel ein Koffer zu Boden. Seine Besitzerin hatte einen weiten Weg auf sich genommen, und auf den letzten Metern war ihr die Kraft ausgegangen. Ich hörte nur das dumpfe Geräusch des Aufpralls, aber ich wusste, sie steht da draußen im Flur und wartet auf mich.

Ein Koffer unter Tausenden, mit zwei Büchern, zwei Fotos, einem Kugelschreiber, einem Bleistift, einem Pass, einem Kleid, einer Strickjacke, einem Nachthemd, Unterwäsche, Pantoffeln, einer Bürste, Parfüm, Nagellack, einem Schlüssel und einem Deck Karten.

Die älteren Schwestern sagten, ich solle mit der Zeit arbeiten. Sie würde mich von solchen Bildern befreien.

Sarah glaubte nicht daran: »Nie werde ich die Gesichter meiner Patientinnen vergessen. Wie kommst du darauf, dass die Zeit auf unserer Seite sein könnte?«

3

Es gab ein Buch. Ich hatte es unzählige Male aufgeschlagen, um meiner Schwester daraus vorzulesen. »Es war einmal ...« Die Geschichte einer Füchsin, die im Korb eines Heißluftballons einschlief und dann versehentlich um die Welt flog.

Bibi hatte als Kind nichts anderes hören wollen zum Einschlafen, immer nur diese Geschichte. Selbst aus ihren traumwandlerischen Spaziergängen konnte man sie damit zurück ins Bett lotsen.

Sie war fünf Jahre nach mir geboren worden, zur Überraschung aller. Für eine Weile hatten sie, mein älterer Bruder Wilm und ich uns ein Zimmer geteilt – die Wohnung bestand ja nur aus zweien, und eins davon war unverrückbar das meiner Eltern. Aber irgendwann hatte Wilm sein Kofferchen gepackt, verkündet, mit zwei Schwestern so nah überlebe er das Aufwachsen nicht, und war in die Küche umgezogen. Jeden Morgen klappte er dort sein Bett zusammen, das tagsüber zur Bank wurde, auf der wir bei Tisch alle drei Platz nahmen. Erst wenn er die Tagesdecke darübergeworfen hatte, durften Bibi und ich uns setzen.

Sie besuchte ihn oft, wenn sie schlafwandelte. Wilm konnte die Geschichte der Füchsin ohne einen Blick in das Buch aufsagen. Ich hörte ihn manchmal im Halbschlaf. Erst der Schrei, wenn er unsere Schwester nachts an seinem Bett vorfand, mit leeren Augen, weil sie ganz woanders war. Dann die

Worte, seine warme Stimme, die zwischendurch ein bisschen krächzte.